

bildeten Gemälde macht das Buch zu einem ansprechenden und schön bebilderten Band. Überdies ist es Hansmann gelungen, einige wenig bekannte Bilder und Bildzeugnisse aufzunehmen, so dass hier Entdeckungen gemacht werden können.

KAI ARTINGER
Berlin

Boris Roman Gibhardt: Das Auge der Sprache. Ornament und Lineatur bei Marcel Proust; Berlin, München: Deutscher Kunstverlag 2011 (Deutsches Forum für Kunstgeschichte / Centre Allemand d'Histoire de l'Art: Passagen / Passages; 40). 370 S., 6 farbige, 2 SW-Abb.; ISBN 978-3-422-07065-3; € 38,00

„Das Schreiben der Wahrnehmung ist eine Figur der Unabschließbarkeit wie die Wahrnehmung selbst.“ Dieser Satz, mit dem das zu besprechende Buch anhebt (S. 5), ist eine Erkenntnis der in ihm enthaltenen Gedanken und macht Sinn beim Schreiben. Im Jahr 2009 als Dissertation, von Gert Mattenklott betreut, mit Werner Busch als Zweitgutachter, an der Freien Universität Berlin angenommen, möchte die literaturwissenschaftliche Abhandlung auch als „kunsthistorische Studie“ gelesen werden (so Andreas Beyer, der Herausgeber der Reihe im Vorwort S. IX). Das erste Kapitel ist „Prousts Poetik der Bildlichkeit“ (S. 5) gewidmet. Der Verfasser verfügt über ein tadelloses Repertoire. Und er beruft sich nicht auf die Unabschließbarkeit jeden Diskurses, der auf anderen Texten und den Texten Anderer gründet und zu weiteren Texten führen soll, sondern postuliert – wie bereits mit jenem ersten Satz – eine Figur, die der Unabschließbarkeit in der Vorstellung gerecht wird, wobei Figur eine definierte, noch so verschwommen wahre, vermeintliche oder künstlerische Wirklichkeit erwarten lässt.

Wird Geschriebenes a priori zum imaginativen Spiegel dessen, wovon es handelt, gegebenenfalls desjenigen, der schreibt, so wird im vorliegenden Buch ein konstruktiver Weg eingeschlagen, um einen hohen Anspruch, die gereifte und reichhaltige, hier nur partiell zu bezeichnende Argumentation, Zweckbestimmtheit der Dissertation und (der Zeitgeist schimmert gebändigt hindurch) die Deutung ausgewählter Materialität in der Moderne nach 1900 zu vereinen – eine Archäologie der Kunstgeschichte und Phänomenologie. Im „Prozess sprachlicher Entfaltung“ wandle sich „der subjektive Wahrnehmungseindruck“, bleibe jedoch ursächlich (wobei Ursache und Wirkung nicht vertauscht werden sollten): Noch als „höchste Differenz“ sei „Ähnlichkeit“ erfahrbar (S. 271), Marcel Prousts „miracle d'une analogie“, ein kostbarer Moment der Balance (S. 79). Dagegen hatte Gottfried Boehm gerade im „Kontrast“ als „Schärfentiefe“ das Ziel der Ekphrasis gesehen (S. 34 in: Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung, herausgegeben von demselben und Helmut Pfotenhauer, München 1995).

Zeit trennt und vereint. „Erinnerung“ in Prosa und Bildern (auch imaginären, wie denjenigen Elstirs) führt Boris Roman Gibhardt über das Ornament – ein Balkongitter, eine Volute bei Marcel Proust – bis zur Erkenntnis von Erinnerung als unsichtbarer Form, die gegen Ende des episch angelegten Buches (Odysseus, Aeneas und

Vergil) gedanklich nachgeschliffen wird – indem Erinnern Wiederfinden zu werden scheint. Als Brückenschlag zwischen Schöpfung, Individuum und Gesellschaft gilt die menschliche Sexualität. Marcel Prousts Protagonisten verbergen düstere sexuelle Präferenzen und werden von ihrem kompensatorischen Willen und Augensinn gesteuert. Verwunderlich, dass die Krankheit des Schriftstellers keine bedeutende Rolle spielt, wohl aber seine nachvollziehbaren Lebensinteressen. Wieviel Unerträgliches wurde – eine deutsche Frage – um der Form willen verschwiegen?

Der hohe Sättigungsgrad der mutigen Publikation bildet sich auch in der wohl-dosierten Einschreibung in die Prominenz von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Denkern, Dichtern und Künstlern des französischen und deutschen Sprachraumes ab; mit den Anmerkungen ein Fond für den ästhetisch schlichten Aufbau des Buches mit schön formulierten Überschriften und gehaltvollen Kapiteln. Zitate sind nicht übersetzt. Marcel Proust wurde in Originalschriften studiert. Solcherart mit Kennerschaft gerüstet, widmet sich Boris Roman Gibhardt „wertvoller Erkenntnis“ (Gottlob Frege), der „Suche nach Identität“ (S. 140).

Glas, Glasbläserei und das Diaphane – welches „Sehen sichtbar“ mache (S. 117) –, Venedig (John Ruskin) und der Orient (Ägypten), Textilgewebe (Fortuny), die Dichtung Montesquious und Baudelaires, Papierfaltkunst, Japanisches und Musik (Debussy), ein momenthafter Lichtfleck auf einem Geländer, das „Vegetabile“ und „Aquatische“, aromatische Flüssigkeiten vom Tee mit Gebäck bis zum Sperma des Onanisten: Die ausführlich dargelegten „intelligiblen Essenzen“ berühren, ohne ihr feineres Handwerk zu leugnen, das visuelle Reservoir der Lesenden. Marcel Proust habe Wahrnehmungen in „infinitesimalen Detailstrukturen“ präzisiert (S. 121–122).

Den Sirenen von Maurice Blanchots „Gesang der Möglichkeiten“ (S. 5) sind „Freiheit“ und „Tod“ das harte, durch den „Verzehr des Vergangenen“ (S. 261) zukunftsorientierte und um Differenz bemühte Elaborat des Daseins. Von „Zwangswirkungen“ befreien sollte einst eine „Kippbewegung“ (Michael Foucault, Was ist Kritik?, Berlin 1992, S. 40–41), der Übergang von der Aufklärung in die Kritik. Boris Roman Gibhardt beschreibt ein Umkippen der von „Illusionen und Mythen“ erlösten Hemisphären als „Inversion“. Gut und Böse, Liebe und Grausamkeit kreisen untrennbar ineinander: das Leiden am Begehren (S. 214 und Anm. 617; S. 219). Kritik, zum „Echo“ verschoben, macht aus der Frage nach dem Wissen die Frage nach dem Wollen. Sprache und Fiktion in ihrer Traumhaftigkeit sollen zum „Vollzugsorgan von Wahrnehmung und ihrer Deutung“ gemacht werden (S. 6); jedoch sind ihr schöpferischer oder abbildender Anteil möglicherweise nicht zu gleicher Zeit wahrnehmbar.

Besonders das den „Ornamenten des Bösen“ gewidmete Kapitel weckt Erwartungen. Es untersucht das Phänomen des Sodomasochismus anhand einer der Romanfiguren, des Baron von Charlus, zu dessen Identität Wappen und Devise gehören – vermeintlich harmlose, aber mit ihrem Inhaber verwachsene Sinnbilder des Gesichts und der Sprache. Der Verfasser und sein Autor wahren Aufmerksamkeit, die vom Durchleben der ganzen Passage zeugt. Für die Wahrnehmung der Mutter bleibt Abstraktes wie die Empfindung von Stoffen.

In diesem Buch findet Imagination als identitätsstiftend Anerkennung; eine häufige Forderung Bildender Künstler. Was verrät sich aber in der Sprache, die diese Imagination präsentiert? Die Madeleine ist – eine einfache Gleichung – Gebäck, Sakralbau, Zeichen und Sinnträgerin. Sanford Budick (Milton und Kant. Cambridge, Mass., 2010) hat für die Verknüpfung von Dichtung und Denken dessen, was als Leistung von Hochkultur verstanden wird, Vorbildfunktion. Der – von Dieter Henrich geprägte – Begriff der „Konstellation“, der Distanz signalisiert, findet auch im vorliegenden Buch Verwendung. In seinen letzten Abschnitten wird die Veränderung der kindlichen und erwachsenen Wahrnehmung in der veränderlichen Welt angesprochen. Das ordnende, in gewisser Weise nur vorläufige Ornament, der „Schnörkel“ (S. 229), soll, was banal klingt, das Glück des Einzelnen und seine nur ihm zugängliche Anschauung hüten. Die unprätenziöse Empfindung begegnet ebenso in der Lektüre eines Werkes, das seine Philosophie stillschweigend und durchaus heiter trägt.

An diesem ausführlich begründenden Buch ist nichts auszusetzen. Dennoch, man möge die Auflistung einiger bedenkenswerter Details entschuldigen. Verbesserbar sind „genetisch zu vermuten“ (S. 89) und „atropäisch“, statt apotropäisch (S. 95). Eine Fußnote ist „buchstäblich“ (S. 335); der „femme de chambre“ wird mit „Zimmerfrau“ entsprochen, nicht aber mit „Dienstmädchen“, welches das Zimmermädchen vermeiden helfen soll, bis es bei der französischen Formulierung bleibt (S. 110–111). Im Hinblick auf bekannte deutsche Werke verunsichern die an die Abenteuer einer Zeichenfeder erinnernden „Erfahrungen eines schreibenden Sehens“ (S. 114); „Fabel“ könnte das Märchen von Novalis andeuten. Suggestiv wirkt auch die ausbaufähige, nicht zwingende Erwähnung des prominenten Homosexuellen Oscar Wilde (S. 121 und öfter). „Die Herausgeber“ Marcel Prousts auf S. 165 sind keiner seiner Publikationen ohne weiteres zuzuordnen (vgl. S. 169). „Blasonieren“ kann im Deutschen ungebrauchlich bleiben (S. 167 und öfter). Richtig wären in Anm. 451 zu S. 162: Dan. 10, 21 und 12,1; in Anm. 552 zu S. 192: 1. Mose 19: 24–25.

John Ruskins Auffassung der Gotik als naturnah, ihr „Denkmal“, die Kirche, als der sie umgebenden Landschaft verbunden zu beschreiben, ist nicht falsch (S. 235–236). Ein Hinweis auf Eugène Viollet-le-Duc wäre aufschlussreich gewesen. Er hatte die Gotik mit der Entwicklung der nationalen Sprache Frankreichs – ausgehend vom Kronland – in Verbindung gebracht, der „langue d’oeil.“¹ Vielleicht ist die Viskosität der Existenz, wie sie in der vom Verfasser wahrgenommenen Kurvatur der giottesken Engel (S. 113) und beispielsweise bei John Updike (vgl. S. 235–236) zum Ausdruck kommt, ein Problem des Computerzeitalters. Was bedeuten dann aber – angesichts der von Gilles Deleuze bemerkten „Fluchtbewegungen“² der Gesellschaft und der umfangreichen Darlegungen des Verfassers – das Terrain und die Wege zwischen Combray und dem benachbarten Ort?

HEIKE WETZIG
Braunschweig

1 BARRY BERGDOLL: Une langue macaronique: Viollet-le-Duc’s linguistic metaphor. In: Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc, hg. von der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin; Berlin 2010, S. 179.
2 GILLES DELEUZE: Lust und Begehren; Berlin 1996, S. 25.